

H. Humbertus, und diese Sage wird so erzählt: Als die damaligen Einwohner der Gegend einmal einen Heul auf dem Hochberg neben der alten Kirche, die dort stand, opfern wollten, war mitten unter das vorfarnche Volk ein frommer Mann. Es war der H. Humbertus, der von den Thern des Reichs hergezogen kam, um auch hier den Heiden das Evangelium zu bringen. Humbertus fing an zu sprechen: die Leute können zu und hören sich durch seine Worte überzeugen. Sie fanden ab von der Opferfeier und drängten nach der nahen Quelle, dem Humbertusbrunnen, um sich da waschen zu lassen. Nur ein Mann, Utebold soll er geheißen haben, blieb zurück; er hatte den Heul zum Opfer hergebracht. Als alle fort waren, nahm er seinen Heul und führte ihn wieder heim in seinen Hof am Scherweizer. Am folgenden Morgen kamen unter Führung des H. Humbertus Männer darauf zur Kirche, schlangen sie um und machten Feuerholz gemacht. Damit erbaute sie auf dem früheren Opferplatz eine Kapelle; denn er sollte von jetzt ab ein christliches Heiligthum tragen. Am nächsten Winter, zur Zeit der heiligen zwölf Nächte, brachte Utebold seinen Heul auf den einsam stehenden Berg und stellte ihn in die Kapelle mit dem Wunsch, das wilde Feuer möge ihn bei seinem Vorübergang mitnehmen. Weil aber darauf Hochwasser einmal und so Utebold lange Zeit nicht mehr zum Berg gelangen konnte, fand er bei der nächsten Nachschau den Heul verhangert. Man schickte Utebold Keilig um die Kapelle und gab ihm es an; es sollte ein großes Opferfeuer werden und wurde es auch. Als der H. Humbertus davon erfährt und auf den Berg kam, war alles vom Feuer aufgesehrt. Da verfluchte der Heilige den Heul, wegen dessen die Kapelle in Flammen aufgehen mußte. Und auf einmal, da stand der Heul in Stein geformt auf der Brandstätte. Jahrtausende lang soll er dort gestanden sein, bis Schnee und Frost des Stein grünlacht hatten. Der Stein ist verschwunden, der Flamm ist geblieben und hauset heute noch am Standorte. Selbst eine Spur von der alten Heiligheit der Stelle ist erhalten: Man sagt, vorübergehende Hirten mit schlechtem Gewissen sehen dort allerlei Spitzhaken.

Märchen aus Franken.

Der Zauberring¹⁾.

(Entworfen von: Wirtensitt bei Marktzeitzsch.)



Es war einmal ein Schneider. Der hatte hundert Kaufleute. Wenn andernmalig haben verkauft er und den letzten verkaufte er. Für den ersten kaufte er sich ein Schiff und Getreide. Weil sein Vater gestorben war, nahm er seine Mutter mit auf die Handelsfahrt. Sie fuhren mit dem Schiff voll Getreide den Fluß hinab und kamen so neben einem Schiffswald vorbei, und weil die Sonne so schön schien, landeten sie an und stiegen heraus. Als sie am Ufer waren, kam ein Sturm

¹⁾ Die Erzählung entstammt aus der volkenkundlichen Zeitschrift zum Jahresbericht des Bundes für Kunst, Wissenschaft und Kunstverbreitung in Würzburg (v. U.) auf das Jahr 1914.

wind und jagte das Schiff mitseits dem Getreide in den Grund. Der Schneider wollte nun den Pflug etwas ansehen, ging in den Busch und fand darinnen einen Ring. Auf dem Ringe stand: Wer den Ring an den rechten Arm macht, kann alles heben. Den Ring steckte der Schneider an, ohne seiner Mutter etwas davon zu sagen. Von dem Pfluge führte ein Pfad bergan, den wollte sie gehen und sehen, wechln sie können. Der Schneider verlangte jetzt auch zu wissen, ob der Ring Kraft habe und sagte zu seiner Mutter, er wolle sie den Berglein hinauftragen. Sie sagte, sie könne auch gehen, aber er trag sie doch hinauf. Das kam ihm ja leicht an, als wenn er eine Feder auf dem Arme hätte. Oben gingen sie den Pfad fort und kamen an eine Nischenburg. Darin waren zweihundert Riesen. Als sie in die Burg traten, hing ein Säbel da, auf dem stand: Wer diesen Säbel heben kann, kann alles erschlagen. Der Schneider holte den Säbel bewanter und schlug alle Riesen tot bis auf einen einzigen, den alten.

Der Schneider und seine Mutter blieben in der Nischenburg. Der Schneider ging häufig auf die Jagd und während dem wurde der Riese und seine Mutter miteinander befreundet. Darum können sie den Schneider gern weg haben mögen. Als der Schneider wieder einmal von der Jagd heimkam, stellte sich seine Mutter krank. Er fragte sie: „Mutter, was fehlt denn Guch?“ Die Mutter sagte: „Ich bin krank“. Jetzt fragte er den Riesen: „Ries, hast du meiner Mutter was getan?“ Dieser antwortete: „Nein“. Jetzt sprach die Mutter: „Wenn ich halt Äpfel hätte, würde ich vielleicht wieder gesund“. Der Schneider fragte den Riesen, wo es Äpfel gäbe. Da sagte dieser: „Zwei Stunden von hier sind vierhundert Riesen; die sind aber noch einmal so hart als wir waren; die haben auch Äpfel“. Der Riese machte ihm den Weg zeigen, der hinführte. Der Schneider nahm seinen Säbel mit und ging gegen die Nischenburg zu. Als er hinein kam, hieß er die Riesen gesonnen. In der Burg stand ein Baum voller Äpfel. Auch eine Königs-tochter war da, die von den Riesen gefangen genommen worden war. Der Schneider riß den Baum aus, legte ihn auf die Äpfel und jagte das Mäddchen oben darauf.

Dahin gab der alte Riese acht, ob der Schneider komme oder nicht. Er sah ganz Fenster hinaus, und als er den Schneider erblickte, sagte er zu dessen Mutter: „Er kommt wahrhaftig, hat den Baum auf den Äpfel und noch oben darauf ein Mäddchen sitzen“. Als der Schneider hinein kam, sagte er zu seiner Mutter: „Da, Mutter, habe ich Äpfel, die Guch gesund machen“. Er sagte auch, daß sie dem Mäddchen ja nichts zu leid tun dürften, das er mitgebracht habe. Als er das Mäddchen eine Zeit lang bei sich hatte, da es wieder bei Kräften und gesund war, nahm er es mit hinaus auf die Jagd und führte es auf seinen Schwaneg, den es erst hergenommen war. Die Königs-tochter gab ihm die besten Worte, er solle mit ihr gehen, sie wolle ihn heiraten, weil er ihr Ketter gewesen sei und sie befreit habe. Er sagte aber bloß: „Stundt später“. Als der Schneider heimkam, stellte sich seine Mutter wieder krank. Er fragte, was ihr fehle. Sie antwortete, wenn sie Milch hätte, würde sie wieder gesund. Er fragte nun den Riesen, wo es Milch gäbe. Der sagte: „Drei Stunden von da sind achthundert Riesen; das sind die allerhärtesten, die es gibt. Die haben

Milch". — Der Schneider befaß, der Kieje solle ein Gefchirr holen. Der Kieje ging hinaus und brachte einen Hafen. Der Schneider fragte, ob kein größeres Gefchirr da sei. Der Kieje antwortete: „Dranses im Stall is eine Krippe." Der Kieje machte ihm die Krippe aufheben helfen, dann ging der Schneider mit her auf die Nierenburg zu. Als er hinkam, hatten die Kiejen eine Schildwache befohen. Dieje fragte: „Was wollen Sie, gütthiger Herr Teufel?" Da sagte der Schneider: „Ach was, auch noch ein Teufel, ich bin kein Teufel. Im Wagenblide mag die Krippe voll Milch sein." Da halfen sie gütthigk zusammen und machten die Krippe voll Milch. Er trug sie heim und sagte: „Da, Mutter, ist auch gesund daran."

Nach einiger Zeit ging seine Mutter einmal mit auf die Jagd. Draußen gab sie ihm sehr gute Worte, er solle ihr doch sagen, woher er so hart geworden sei. Da sagte er: „Mutter, wenn man unzusammenhäng Kauflieden vertritt, ist man gewiß hart." Als beide heimkamen, sagte der Kieje die Mutter, was er gesagt habe. Sie sprach, er habe gesagt: Wenn man unzusammenhäng Kauflieden vertritt, ist man gewiß hart. Der Kieje aber meinte, davon sei er nicht so hart geworden. Nach etlicher Zeit ging die Mutter wieder mit ihrem Gohze auf die Jagd. Da gab sie ihm recht gute Worte — und er sagte es ihr: „Mutter, als unser Schiff unterging, land ich da drinnen im Schiffe den Ring, der macht mich so hart". Die Mutter ging heim und sagte zum Kiejem: „Jetzt weiß ich's."

Als der Schneider von der Jagd heimgekehrt war, sah ins Bett legte und schlief, ging seine Mutter leis Nacht und nahm den Ring, den er auf dem Tisch gelinge hatte. Am anderen Tag sagte sie zum Schneider: „So, Hund, jetzt gehst mit mir!" Sie der Straße, wo er die Königsstochter nach ihrer Heimtat gerade wies, hoch sie ihm die Augen aus und riß ihm die Fußsohlen aus.

So kam aber ein Fuhrmann vorbei und nahm den Schneider mit in die Stadt, wo die Königsstochter wohnte. Dieje hatte ein Spital bauen lassen, wofür sie einheimischen und fremden Kranken gebracht wurden. Alle Tage ging sie in das Spital und sah nach, was für Patienten da waren. Als der Schneider eingeliefert war, kam sie auch und fragte ihn, wie er denn so verunglückt sei. Er antwortete, sie solle acht Tage warten, bis die größte Schmerzen vorbei seien, dann wolle er es ihr sagen, wie es sich zugegetragen habe. Nach acht Tagen kam die Königsstochter wieder und man erzählte der Schneider sein Schicksal. Die Königsstochter wollte nun ihrem Vater mit, daß ihr Ketter im Spital liege, sagte, wie es ihm ergangen und daß sie ihn heraus bekommen wolle. „Über einen blinden Mann zum Regenten, das ist nichts!" sagte der Vater. Er machte ein Schiff voll Weid, hieze seine Tochter und den Schneider darauf und jagte sie das Wasser hinab. Als sie an dem Plog kamen, wo das Schiff des Schneiders unterging, landeten sie auch an, und als sie aus dem Schiffe waren, kam ein Sturmwind und jagte das Schiff in den Grund. Jetzt fanden sie im größten Jammer da. Auf einmal kam ein Hofe daher gewandelt, als sei er auch blind. Sie dem Oze war aber ein Oriniaseln, dahin ging der Hofe, nahm seine Pflanz und wusch mit dem Wasser seine Augen. Darnach riß der Hofe aus, je sah

man davon merkte, daß er wieder leben könnte. Die Königstochter sagte dann zum Schneider, er solle auch zum Bräutigam und mit dem Wasser seine Augen auswaschen. Der Schneider aber traute ihr nicht ganz und meinte: „Ja, gehst du willst mich weg haben und hinterlassen?“ „Nein, durchaus nicht! Gehe nur mit!“ sagte sie. Jetzt ging der Schneider mit, nahm seine Finger, tauchte sie in das Wasser, wusch seine Augen damit und sah dann wieder.

Sie gingen nun miteinander den Berg hinauf. Da kam ein Gewitter, das recht heftig war, so daß ihre Kleider durch und durch weichten. Als sie beinahe den Berg oben waren, war da eine Felshöhle. Sie traten hinein. Innen brannte ein Feuer, daran trockneten sie sich. So kam aber einer und fragte: „Schneider, wo machst du, daß du bist?“ Der Schneider: „Ich bin halt in so einer Felshöhle.“ Der andere: „Nein, du bist in der Hölle. Warum bist du so dumm gewesen und hast deiner Mutter gesagt, wodurch du so hart geworden bist! Ich will dir dazu helfen, daß du deinen Ring wieder bekommst. Jetzt gehe hinaus; draußen steht ein Ochs. Du reitest ihn an die Riesenburg und bringst dort den Ochs in den Stall. Deine Frau bleibt da, bist du wieder kommen. Du gehst in die Riesenburg und legst dich unter die Bettlade. Auf die Nacht werden deine Mutter und der Riese miteinander von der Jagd kommen, dann noch ein wenig Salat essen und sich hernach legen. Deine Mutter legt dabei den Ring auf den Tisch. Wenn sie beide schlafen, gehst du vor und holst ihn. Morgens früh kommst du dann sehen, wie sie zum Fenster hinausfliegen ohne Flügel.“ — Der Schneider tat ja, wie ihm geheißen war. Früh vor Tage ging das Gewitter auf, der Tauwet kam und holte sie alle beide.

Dann setzte sich der Schneider wieder auf seinen Ochs und ritt gerad an die Felshöhle. Als er ankam, sagte der Mann dort: „Jetzt gehst du hinauf, drüben stehen deine zwei Schiffe, das eine mit Geld, das andere mit Getreide, und fährst wieder gegen deine Heimat. Sei aber nicht mehr so dumm, daß du den Urten sagst, durch was du hart bist. Der Schneider nahm seine Frau, seinen Ring und seinen Söbel mit und ging den Berg hinein. Als sie an das Wasser kamen, standen ihre zwei Schiffe wieder da. Sie fuhren dann gegen die Heimat zu. Der König aber wollte sie nicht mehr anerkennen. Der Schneider aber fürchtete sich nicht und blieb des Königs Soldaten miteinander gesessenen. Da hatte der König seine andere Wahl, er mußte sie anerkennen.

Im Januar 1868 erzählt von Johann Lang, einem hochachtbaren Onkel zu Straßburg i. El. Er wäre das Mähdlein in seiner Jugend erzählt. Nachherlich durch K. Springer. Demals 2. Ueber in Straßburg i. El. (Die hochwichtige Uebersetzung der Erzählung schickte ich möglichst genau der Nachdruckerei des Druckers an.)



